



1. Tagung des 3. Parteitages
Göttingen, 2. und 3. Juni 2012

DIE LINKE.

Kontrahenten Gysi, Lafontaine: Ohne Rücksicht auf das große Ganze, nicht mal auf Weggefährten

KARRIERN

Gott des Gemetzels

Auf dem Göttinger Parteitag der Linken hat Oskar Lafontaine einen letzten bitteren Sieg errungen. Der Bruch mit Gregor Gysi bedeutet einen leisen Abschied aus der Politik. Ein großer Populist steht vor den Trümmern seiner Karriere.

Welche politische Niederlage möchten Sie nie erleben?

*„Dass ich eines Tages einmal so vor dem Scheitern meiner politischen Ideen stehe wie viele gutwillige Kommunisten heute“
(Oskar Lafontaine 1990).*

Am Ende können sie sich nicht mal über banalste Fragen einigen. Wer darf als Erster auf dem Parteitag in Göttingen reden, Gysi oder Lafontaine? Weil der Zweite einen kleinen Vorteil haben könnte, braucht es einen Rest an Vertrauen, eine Prise Großzügigkeit, um die Frage friedlich zu lösen. Aber von beidem ist nichts mehr übrig in der Linken, wie überall, wo Oskar Lafontaine über längere Zeit gewirkt hat. Am Ende triumphiert Kleingeistigkeit.

Sie entscheiden sich, eine Münze zu werfen. Kopf oder Zahl, West oder Ost, der oder ich?

Aber wo Misstrauen regiert, kann man nicht einfach draufloswerfen. Schiedsrichter müssen her, um den Wurf zu überwachen, nicht einer, sondern zwei, einer aus dem Osten, einer aus dem Westen. Gysi setzt auf Matthias Höhn aus Sachsen-Anhalt, Lafontaine vertraut auf Janine Wissler aus Hessen. Höhn wirft, Wissler verkündet das Ergebnis. Kopf.

Es ist ein erster, kleiner Erfolg für Lafontaine, dem später ein größerer folgen wird: der Sieg eines gewissen Bernd Rixinger bei der Wahl zum Parteivorsitzenden. Lafontaines Marionette triumphiert über Gysis Kandidaten Dietmar Bartsch.

Aber es ist auch das Ende einer Partnerschaft. Noch einmal hat der 68-jährige Lafontaine in Göttingen all seine Energie abgerufen, all seine Tricks, die zulässigen wie die schmutzigen. Wie immer nahm er, wenn es darauf ankommt, keine Rücksicht, nicht auf das große Ganze, nicht auf Weggefährten wie Gysi.

Fünf Jahre ist es her, dass Lafontaine ihn und seine Linkspartei benötigte, um mit einer gesamtdeutschen Linken Rache an seiner alten Partei und deren früheren Frontmann Gerhard Schröder zu nehmen. Fünf Jahre später geht es in Göttingen wieder um Rache, diesmal heißt der Gegner nicht Schröder sondern Bartsch, dem er illoyales Verhalten vorwirft. Der Abstieg des Oskar Lafontaine lässt sich auch an der Größe seiner Widersacher ablesen.

Lafontaines kleine Siege von Göttingen dürften schon jetzt einer großen Ernüchterung gewichen sein. Bei Licht betrachtet, steht er nach vier Jahrzehnten in der Politik vor den Trümmern seines Wirkens. Seiner ersten Partei, der SPD, hatte er mit seiner Flucht aus dem Parteivorsitz und dem Amt des Finanzministers schwer geschadet. Seiner neuen Partei hat er noch mehr zugesetzt: Sie ist so gut wie zerstört.

Die Linke ist nach Göttingen eine demoralisierte, tiefzerstrittene Gruppierung. Ihr fehlen ein klares Profil und eine Führungsspitze, die diesen Namen verdient. Die neuen Vorsitzenden Katja Kipping und Bernd Riexinger mögen ehrenwerte Leute sein, vor allem aber sind sie unscheinbar. Es wirkt, als hätte das ZDF Gundula Gause und Heinz Wolf die Moderation von „Wetten, dass ...?“ überlassen.

„Es ist wie so oft bei Oskar“, sagt sein alter Freund und Weggefährte, der Saarländer Reinhard Klimmt. „Was er vorne mit seinen Händen errichtet hat, reißt er mit dem eigenen Hintern früher oder später wieder ein.“

So ist die Geschichte des Oskar Lafontaine am Ende eine tragische. Sie handelt von einem Mann, der mit gewaltigen Talenten gesegnet ist: mit Intelligenz, Charisma und rhetorischer Brillanz – mit fast allem also, was man braucht, um in der Politik zu Größe zu gelangen. „Bis heute halte ich an meiner Einschätzung fest, nie wieder einen so begabten politischen Menschen kennengelernt zu haben“, schrieb selbst Gerhard Schröder in seinen Memoiren.

Lafontaine hätte das Zeug gehabt, sich in die Galerie der großen Kanzler einzureihen, gleich neben Adenauer, Brandt und Kohl. Am Ende aber muss er sich mit dem Erfolg begnügen, einen Mann, der Bernd Riexinger heißt, zum Vorsitzenden gemacht zu haben.

Vermutlich war sein Ego einfach zu groß für wahre Größe. Wäre es ihm wirklich um seine politische Idee, um das Wohl seiner Schöpfung Die Linke gegangen, dann hätte er dafür gesorgt, dass die Partei künftig von erfolgversprechenden Leuten geführt wird. Ihm aber ging es nur um sich selbst.

Lafontaine funktionierte in seiner langen Karriere nur dann, wenn er selbst der Erste sein konnte. Das erste der Zehn Gebote „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“, hat er früh schon auf die Politik übertragen. Und als er mit Gerhard Schröder einmal einem anderen den Vortritt ließ, hat er das bitter bereut. Das Trauma von 1998 wirkt bis heute fort.

Als Gysi nach verlorenem Münzwurf als Erster ans Rednerpult tritt, nimmt die Zerstörung der Linken ihren Lauf. Er, der jahrelang Rücksicht auf Lafontaine genommen hat, ist dazu nicht mehr bereit. Er weiß, dass es dem Saarländer nur noch darum geht, Dietmar Bartsch als neuen Chef zu verhindern.

Gysi spricht vom „Hass“ in der Fraktion, von „pathologischen Zuständen“, von der „westlichen Arroganz“ und davon, dass es vielleicht besser sei, sich fair zu trennen, „als weiterhin unfair, mit Hass, mit Tricksereien, mit üblem Nachtreten und Denunziation eine in jeder Hinsicht verkorkste Ehe zu führen“.

Gysi verrät auch, dass er erneut gedrängt worden sei, Bartsch für seine Kandidatur zu kritisieren. Jeder im Raum weiß, von wem er da gedrängt wurde. Doch diesmal verweigert sich Gysi. Lafontaine will nicht glauben, was er da hört. Er sitzt wie versteinert auf seinem Stuhl.

„Was jetzt?“, fragt der scheidende Vorsitzende Klaus Ernst. „Da muss ich überlegen“, murmelt Lafontaine.

Ein paar Minuten später geht Lafontaine zum wütenden Gegenangriff über. Schon als er ans Mikrofon tritt, leuchtet sein Kopf puterrot. Es gebe keinen Grund, das Wort Spaltung in den Mund zu nehmen. „Man trennt sich nicht, weil man da oder dort Befindlichkeiten hat“, belehrt er die Osis und ihren Helden Gysi.

Die Rede war Lafontaines letzte Chance, doch noch die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber er lässt sie verstreichen.

„Manches hat bitter weh getan“, klagte Rudolf Scharping einst auf dem Mannheimer SPD-Parteitag, nachdem Lafontaine ihn wochenlang über seine Absichten getäuscht hatte, um ihn dann in letzter Sekunde zu stürzen. Aber „wir haben eine Aufgabe, die wichtiger ist als wir selbst“. Es scheint, als habe Lafontaine den Sinn des Satzes bis heute nicht verstanden.

Als Bernd Riexinger, sein Kandidat für den Linken-Vorsitz, in Göttingen am späten Samstagabend gegen Bartsch gewonnen hat, stimmen Lafontaines Unterstützer Triumphlieder an. Sie singen die „Internationale“ und „Ihr habt den Krieg verloren“, ein Lied, dass linke Gruppen bei Nazi-Demonstrationen sonst gegen die Glatzköpfe singen, um sie zu provozieren. Die Stunde des Sieges sollte immer die Stunde der Demut sein. Bei Lafontaines Freunden wird sie zur Stunde

des Hochmuts und der Rache. Seinem letzten Triumph fehlt jede Würde.

Er und Wagenknecht ziehen sich bald in ihr Hotel zurück. Gysi aber steht in der Nacht vor der Halle und plaudert mit Vertrauten. Ob das Tischtuch zwischen ihm und Lafontaine zerschnitten sei? „War da eins?“, fragt Gysi zurück.

Dass sich Lafontaine nun auch noch Gysi zum Feind gemacht hat, dürfte das Ende seiner Macht einläuten. Jahrelang hatte Gysi fast alles für ihn getan, hatte Lafontaines Selbstherrlichkeit bis zur Selbstaufgabe ertragen.

Als der PDS-Intellektuelle André Briesch schon früh schimpfte, Lafontaine sei ein „Luxus-Linker“, wurde er von Gysi am Telefon so lange zusammengefaltet, bis er widerrief.

Gysi nahm ihn gegen jede Form von Kritik in Schutz, selbst als Lafontaines Vorsitzenden-Büro im Berliner Karl-Liebknecht-Haus fast immer leer blieb und er in seiner Zeit als Vorsitzender 18 Vorstandssitzungen schwänzte. Er verteidigte auch Lafontaines autoritäre Art, obwohl sie sich im Osten geschworen hatten, nie wieder SED-Methoden zu dulden, und Lothar Bisky die Rückkehr des „Stalinismus durch die Hintertür“ beklagte.

Was Gysi für Lafontaine bis zum Göttinger Parteitag leistete, reichte weit hinein ins Reich des Absurden. Am absurdesten aber wurde es, als Sahra Wagenknecht in Lafontaines Leben trat.

Gysi hatte Wagenknecht und ihre kommunistischen Thesen immer bekämpft. Auf dem Parteitag 1995 in Berlin hatte er die Delegierten vor die Entscheidung gestellt: „Die oder ich“. Nun aber musste er auf Lafontaines Drängen nicht nur seine Haltung zu Wagenknecht ändern. Im Auftrag des Chefs besänftigte er sogar



Linken-Politikerinnen Kipping, Wagenknecht, Caren Lay: Tiefzerstrittene Gruppierung

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

„Unter der Gürtellinie“

Fraktionsvize Dietmar Bartsch, 54, über seine gescheiterte Kandidatur und das Verhältnis zu Oskar Lafontaine

SPIEGEL: Sahra Wagenknecht hat Ihnen vorgeworfen, Sie hätten der Linken mit Ihrer frühen Kandidatur für den Parteivorsitz eine monatelange Personaldebatte aufgezwungen und letztlich die Rückkehr Oskar Lafontaines verhindert, von dem sich viele Erlösung erhofft hatten.

Bartsch: Das ist Unfug. Ich habe darauf gedrängt, den Parteitag vorzuziehen und rechtzeitig vor den Landtagswahlen eine neue Führung zu wählen – wie es jede andere Partei vernünftigerweise getan hätte. Zugleich habe ich für einen Mitgliederentscheid geworben, um eine souveräne Entscheidung der Basis zu bekommen. Auch das wurde, wie wir jetzt wissen, satzungswidrig verhindert. Und ich habe ein politisches Angebot unterbreitet und dieses zur Diskussion gestellt. Ohne meine Kandidatur hätte es dieses Engagement der Reformer nicht gegeben. Wir haben Mut bewiesen.

SPIEGEL: Trotzdem haben Sie am Ende gegen Lafontaines Vertrauten Bernd Riexinger verloren.

Bartsch: Nachdem im ersten Wahlgang für den Frauenplatz mit Katja Kipping eine Frau aus dem Osten gewann, war es für mich im zweiten Wahlgang schwieriger. Insofern habe ich mit gut 45 Prozent ein ordentliches Ergebnis erreicht. Ich bin mit mir im Reinen.

SPIEGEL: Nach Ihrer Niederlage sang die Gegenseite nicht nur „Die Internationale“, sondern auch: „Ihr habt den Krieg verloren“.

Bartsch: Das ist deutlich unter der Gürtellinie und geht gar nicht. „Die Internationale“ ist ein traditionsreiches Lied, man kann sie bei vielen Gelegenheiten singen, da war sie unpassend. „Ihr habt den Krieg verloren“ ist ein Lied, welches bei Neonazi-Aufmärschen von der Antifa gesungen wird. Damit dürfen Linke nun wirklich nicht ihre Genossen schmähen. Das ist Ausdruck unerhörter Kulturlosigkeit.

SPIEGEL: Ihr Fraktionsvorsitzender Gregor Gysi sprach offen von Hass und pathologischen Zuständen. Hat er recht?

Bartsch: Seine Analyse der Situation in der Fraktion ist leider zutreffend. Seine Schlussfolgerungen aber teile ich nur bedingt. Eine Spaltung sehe ich nicht, sie würde den Tod der Linken bedeuten.

Eine „PDS neu“ kommt allein kaum über fünf Prozent, der andere Teil im Westen würde schnell untergehen. Wir können es nur gemeinsam schaffen.

SPIEGEL: Hat es jemals eine ehrliche Aussprache gegeben zwischen Ihnen und Lafontaine?

Bartsch: Entgegen allem, was über uns so geschrieben steht, haben wir im direkten Kontakt ein vernünftiges Verhältnis. Er respektiert meine Leistungen und ich seine.

Lafontaine ab. Wie erklären Sie sich diese Seitenwechsel?

Bartsch: Ich bin mit Gysi einen langen, gemeinsamen Weg gegangen. Ich habe nicht vergessen, dass vor allem er in den neunziger Jahren den ganzen Hass, der der PDS entgegenschlug, auf sich gezogen hat. Damals hätte auch der SPIEGEL nie ein Interview mit mir gemacht.

SPIEGEL: Gysi hat Sie im Januar 2010 auf Drängen Lafontaines als Bundesgeschäftsführer geopfert, er hat in Lafontaines Auftrag versucht, die rot-rote Koalition in Brandenburg zu verhindern, er hat dessen Freundin Wagenknecht an Ihnen vorbei zur Ersten Stellvertreterin in der Bundestagsfraktion gemacht. Sollen wir noch mehr aufzählen?



Linken-Politiker Bartsch: „Das tat sehr weh“

SPIEGEL: Auf Lafontaines Homepage findet sich ein nicht von ihm verfasster Text, in dem Sie als Intrigant und Anpasser beschimpft werden.

Bartsch: Wenn er das wüsste, würde es verschwinden. Für solche Dummheiten steht er nicht zur Verfügung.

SPIEGEL: Wie lief der letzte Vermittlungsversuch, zwei Tage bevor Lafontaine seine Kandidatur zurückzog?

Bartsch: Oskar Lafontaine hat einen guten Wein ausgesucht, dann haben wir uns freundlich unterhalten. Im Grunde gab es aber da schon nicht mehr viel zu sagen.

SPIEGEL: Erst war Gysi für Sie, dann gegen Sie, und jetzt wendet er sich von

Bartsch: Also, Sahra Wagenknechts Wahl in der Fraktion war auch mit mir besprochen. In Brandenburg war die Mission bekanntlich wenig erfolgreich, der Landesverband hat mit großer Zustimmung den Koalitionsvertrag angenommen. Den Januar 2010 allerdings, das stimmt, den hatte ich nicht für möglich gehalten. Das tat sehr weh.

SPIEGEL: Seither belastet der Machtkampf zwischen Ihnen und Lafontaine die Partei.

Bartsch: Das ist Ihre Sichtweise. Im Kern geht es darum, welche Schlüsse wir daraus ziehen, dass die Partei seit 2010 abgestürzt ist: von fast zwölf Prozent auf

nun fünf bis sechs, etwa 10 000 Mitglieder gingen verloren. Wir hatten seit der Wahl 2009 nun mal eine andere Situation mit verschärfter Finanzmarktkrise, der SPD in der Opposition, dem Erstarken der Piraten und so weiter. Da hätte man nicht einfach den Kurs „Wir gegen alle“ weiterfahren dürfen. Er war auch nicht erfolgreich, wie wir an Wahlergebnissen und Mitgliederzahlen sehen. **SPIEGEL:** Das Lager um Lafontaine und Wagenknecht wirft Ihnen Anbiederei an die SPD vor.

Bartsch: Das ist Unsinn. Wenn ich der Karrierist wäre, als den manche mich darzustellen versuchen, wäre ich 1990 sicher nicht in die PDS gegangen. Ich habe mich bewusst für eine Partei des demokratischen Sozialismus links von der SPD entschieden, und das war kein gemütlicher Weg. Die PDS sollte vernichtet werden, ich kann mich an fast hundert Gerichtsverfahren und elf ergebnislose Durchsuchungen, auch bei mir zu Hause, erinnern.

SPIEGEL: Die SPD lässt Ihre Partei aber konsequent links liegen. Ist es dann nicht richtig, weiter den Abgrenzungskurs zu fahren?

Bartsch: Auch Oskar Lafontaine hätte schon 2009 gern eine Koalition im Saarland gemacht. Wenn Sigmar Gabriel ohne Not jetzt bereits sagt: nie mit den Linken, dann ist das politisch einfach nur doof. Es gibt immer eine strategische Entscheidung: Blicke ich nur auf das nächste eigene Wahlergebnis, oder schaue ich, was ich wirklich für die Menschen erreichen kann? Unsere Mindestlohnkampagne ist dafür ein gutes Beispiel. Vor Jahren waren noch alle Parteien und die Mehrheit der Menschen dagegen, jetzt ist eine Mehrheit der Menschen und selbst die CDU dafür. Für uns heißt das jetzt: Setzen wir mit Partnern einen Mindestlohn durch, oder drucken wir neue Plakate mit immer höheren Mindestlohnforderungen, um uns unbedingt abzugrenzen und möglichst links zu erscheinen? Ich behaupte: Den Menschen nützen 10 Euro mehr in der Tasche mehr als 100 Euro auf Plakaten. Aber das ist einigen in meiner Partei zu viel an Pragmatismus.

SPIEGEL: Welchen Kurs erwarten Sie von der neuen Führung aus Rixinger und Katja Kipping?

Bartsch: Einen, der die Kompetenz der Mitglieder nutzt und uns wieder auf die Erfolgsspur bringt. Wir müssen gemeinsam an der innerparteilichen Stabilisierung arbeiten. Eine wichtige Voraussetzung dafür ist, dass wir die Kulturlosigkeit einiger in der letzten Zeit überwinden.

INTERVIEW: MARKUS DEGGERICH, FRANK HORNIG



HERMANN BREDEHORST / POLARIS/LAF

Parteivorsitzende Rixinger (l.), Kipping (r.): Stunde des Hochmuts und der Rache

Lafontaines misstrauische Gattin Christa Müller. Die hatte längst die dauernden Affären-Gerüchte satt und verlangte die Rückkehr ihres Mannes in den „Palast der sozialen Gerechtigkeit“, wie ihr Haus im saarländischen Wallerfangen spöttisch genannt wurde.

Immer wieder soll Gysi bei Christa Müller um Verständnis gebeten haben: Lafontaine werde für die Bundestagswahl im Herbst 2009 in Berlin gebraucht. Danach könne er als saarländischer Fraktionschef viel zu Hause bleiben.

Ein letztes Mal zogen Gysi und Lafontaine 2009 in die Schlacht und erreichten Traumergebnisse im Saarland und im Bund. Danach zog sich Lafontaine wie abgesprochen ins Saarland zurück, dominierte die Partei von dort aber weiter. Wütend verfolgte er die rot-roten Koalitionsverhandlungen in Brandenburg, weil er lieber opponieren als regieren wollte. Persönlich intervenierte er bei SPD-Chef Matthias Platzeck, der ihn kühl am Telefon abblitzen ließ: „Oskar, du bist nicht mehr mein Chef.“

Im November 2009 beschrieb der SPIEGEL dann die Beziehung zu Wagenknecht, die zu dem damaligen Zeitpunkt dementiert wurde, und den lange geplanten Rückzug vom Fraktionsvorsitz auch aus privaten Gründen. Lafontaine meldete sich krank und ließ den Parteivorsitz ruhen. Weil er den damaligen Bundesgeschäftsführer Dietmar Bartsch völlig zu Unrecht verdächtigte, die Affäre ausgeplaudert zu haben, drängte er Gysi, diesen zu entsorgen.

Gysi lieferte erneut, aber diesmal zahlte er den höchsten Preis, den er zahlen konn-

te: Er demütigte seinen langjährigen Weggefährten Bartsch öffentlich und zwang ihn zum Rückzug von seinem Posten. Für viele in der alten PDS war das Verrat.

Im vergangenen Dezember begann dann der letzte Akt. Wieder glaubte Lafontaine, dass der treue Knappe Gysi alles mit sich machen ließe. Zunächst verhinderte er alle Verfahren, die seinem Widersacher Bartsch gute Aussichten auf den Parteivorsitz gesichert hätten, etwa eine Mitgliederbefragung. Stattdessen versprach er, im ersten Halbjahr 2012 einen Vorschlag für eine „kooperative Führung“ mit ihm und Bartsch vorzulegen. Ein letztes Mal ließen sich Gysi und die Realos auf Lafontaine ein.

Doch ein Vorschlag blieb aus. Emissäre wurden von Lafontaine abgewimmelt, auch Gysi ließ er im Dunkeln über seine wahren Pläne. Als die Linke nach den Niederlagen in NRW und Schleswig-Holstein am Boden lag, äußerte sich Lafontaine doch noch. Aber was er drei Wochen vor dem Parteitag unterbreitete, war kein Vorschlag, es war ein Diktat.

Er sei bereit, als Vorsitzender zu kandidieren, erklärte er. Allerdings nur, wenn es keinen Gegenkandidaten gebe. Von Demokratie, zumindest von innerparteilicher, hatte Lafontaine noch nie viel gehalten.

Er verlangte zudem, das gesamte Personaltableau der Linken bestimmen zu dürfen. Bartsch sollte allenfalls als machtloser Vize „auf Bewährung“ mitmachen. Mit seinem Vertrauten Heinz Bierbaum als Schatzmeister wollte sich Lafontaine dafür den Zugriff auf die Parteifinanzen sichern, er wollte die ganze Macht. Doch

damit nicht genug: Gysi sollte seine Freundin Sahra Wagenknecht noch in dieser Legislaturperiode als gleichberechtigte Fraktionsvorsitzende installieren, verlangte Lafontaine.

Doch damit hatte er den Bogen überspannt. Bartsch hielt an seiner Kandidatur fest, und Gysi wechselte die Seiten. Für Lafontaine werden so selbstbewusste Osis zum Trauma. Bei der Bundestagswahl 1990 verwehrten sie ihm die Kanzlerschaft. 22 Jahre später stellen sie sich seinem Wunsch nach einer Krönung entgegen. In Göttingen reichte Lafontaines Kraft nicht mehr zur Gestaltung, sondern nur noch zur Zerstörung. Im Fallen zog er seinen Widersacher Bartsch mit nach unten – und machte ihn damit für die Ost-Realos zum Märtyrer-Helden.

Kaum ein anderer deutscher Politiker hat die deutsche Politik in den vergangenen 30 Jahren derart in Atem gehalten wie Lafontaine, keiner hat das Parteiensystem heftiger durcheinandergewirbelt.

Was aber bleibt? Nicht viel. Weil Lafontaine das, was er begonnen hatte, immer wieder abbrach. Weil ihm die Ausdauer fehlte. Und weil er Rudolf Scharpings Mahnung nie beherzigt hat: Dass es Aufgaben gibt, die wichtiger sind als man selbst.

Vielleicht ist mit den Jahren auch einfach die Zeit über ihn hinweggeweht. Patriarchen haben es zunehmend schwer in der modernen aufgeweckten Welt – das weiß man nicht erst seit dem Scheitern von Leo Kirch. Die Zeit der autoritären Anführer scheint abgelaufen – das weiß man nicht erst seit dem Arabischen Frühling. Und dass der Zeitgeist nach Transparenz verlangt statt nach Kungelrunden, das weiß man nicht erst seit Gründung der Piratenpartei. Der Machtpolitiker der Vergangenheit wirkt in der Gegenwart zunehmend lächerlich.

„Mit uns zieht die neue Zeit“, singen seine einstigen Freunde aus der Sozialdemokratie bis heute gern. Von Lafontaine aber war es wohl zu viel verlangt, sich noch einmal auf die Anforderungen der neuen Zeit einzulassen.

Am Ende seiner Rede von Göttingen ließ er noch einmal seinem Hass auf die SPD freien Lauf. Er zitierte Kurt Tucholsky, der die SPD einst mit einem Haushund verglich, der anders als der freiheitsliebende Wolf des Fressens wegen zum Menschen gegangen war und nun traurig an der Kette zerre. Es war der letzte Versuch, all jene zu demütigen, die ihm, dem letzten Leitwolf, nicht bedingungslos folgen wollten.

Was Lafontaine nicht erwähnte, waren die Eigenschaften des Leitwolfs. Wer es nämlich wagt, in seinem Gefolge das Maul aufzureißen, der wird weggebissen – auch wenn der Leitwolf sich damit selber schadet. Er kann sehr einsam enden.

MARKUS DEGGERICH, MARKUS FELDENKIRCHEN



Politikerin Leutheusser-Schnarrenberger: „Noch nicht die richtigen Instrumente gefunden“

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Noch mal nachdenken“

Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger, 60 (FDP), über Shitstorms, den wachsenden Einfluss des Internets auf die Politik und die gescheiterte Suche nach einem neuen Urheberrecht

SPIEGEL: Frau Ministerin, wie würden Sie das Wort Shitstorm übersetzen?

Leutheusser-Schnarrenberger: Ein Shitstorm ist eine Zusammenrottung von Meinungen, die mit einer großen Welle in der Öffentlichkeit ankommt.

SPIEGEL: Sie haben den Begriff vor kurzem in einer Rede verwendet. Ist der Shitstorm als Mittel der Auseinandersetzung in der Politik angekommen?

Leutheusser-Schnarrenberger: Das Twittern ist in der Politik Usus geworden, und ein Shitstorm findet ja vor allem dort statt. Wir haben das vielleicht lange Zeit nicht wahrgenommen, aber mittlerweile ist das Internet prägend für viele Politikbereiche geworden. Das führt immer öfter dazu, dass unsere Positionen in Frage gestellt werden. Zu dieser Auseinandersetzung gehört offensichtlich auch der eine oder andere Shitstorm. Man muss das nicht mögen, aber das ist halt so.

SPIEGEL: 2012 scheint das Jahr zu sein, in dem die Macht des Netzes endgültig die Bundespolitik erreicht hat. Sie haben so-

gar die Unterzeichnung des Acta-Abkommens, das Regeln für das Marken-, Patent- und Urheberrecht formuliert, zurückgezogen, nachdem eine via Internet mobilisierte Öffentlichkeit protestiert hatte.

Leutheusser-Schnarrenberger: Bei Acta haben wir in sehr kurzer Zeit eine breite Diskussion im Netz gesehen, die dann auch auf die Straße getragen wurde. Das hat es früher nicht gegeben. Die Politik muss sich damit beschäftigen, wie sie solchen Protest aufgreift.

SPIEGEL: Sie waren doch diejenige, die Acta für die Bundesregierung mit ausgehandelt hat. Warum haben Sie die Proteste gebraucht, um aufzuwachen?

Leutheusser-Schnarrenberger: Acta hat gezeigt, dass manche Dinge öffentlich anders verstanden werden, als sie ausgehandelt worden sind. Wenn wir sehen, wie viele Leute es in ganz Europa gibt, die Acta nicht wollen, dann ist es richtig, diese Proteste aufzunehmen und zu sagen: Wir betreiben das vorerst nicht weiter. Wir können doch nicht so tun, als interessierten uns die Sorgen der Menschen nicht. Das haben wir früher vielleicht getan, und das hat zur Politikverdrossenheit beigetragen.

Das Gespräch führten die Redakteure Thomas Darnstädt und Holger Stark.